

## Über den Zusammenhang zwischen Culturgeschichte und Geographie und seine praktische Verwertung im Unterrichte.

Von Dr. Alois Müller.

Der Begründer der Geographie als einer selbständigen Wissenschaft, Carl Ritter, hat es in all seinen Werken als seine Hauptaufgabe betrachtet, die Erde in ihrem innigen und engen Zusammenhange mit den Menschen zu betrachten, den Einfluss nachzuweisen, welchen sie als Schauplatz und Bedingung menschlichen Thuns auf die Schicksale des einzelnen Individuums nicht nur, sondern auch auf das Wohl und Wehe ganzer Völkerschaften, auf den Gang der Culturentwicklung ausgeübt hat. Er erkannte, dass die geographische Wissenschaft nicht des historischen Elementes entbehren könne, wenn sie eine wirkliche Lehre der irdischen Raumverhältnisse sein wolle und nicht nur ein abstractes Machwerk, „durch welches zwar der Rahmen und das Fachwerk zur Durchsicht in die weite Landschaft, aber nicht die Raumerfüllung selbst gegeben sind.“ Mit dieser Idee hat er einen Weg betreten, den schon der erleuchtete Geist des großen Meisters der Universalhistorie Thukydidēs, eines Herodot und eines Tacitus gewandelt ist, die entweder zu Anfang ihrer Historien in einem großen Überblick ein geographisches Element voranstellten oder dasselbe in die fortschreitende Darstellung einwoben. Mit dieser Idee hat er der Geographie Probleme vorgelegt, denen die Philosophie schon in alter Zeit nahegetreten ist, Fragen, die im vorigen Jahrhundert die Leuchten der Wissenschaft beschäftigt haben, wie Voltaire, Kant, Herder, vor allem aber Montesquieu. So hat denn Ritter die Geographie selbst zu einer philosophischen Wissenschaft im eminenten Sinne des Wortes erhoben, zu einer Wissenschaft, die, obgleich ihrem Wesen und ihrem Ursprunge nach durchaus eine Naturwissenschaft, sich nicht mehr begnügt mit einer bloßen Beschreibung eines be-

stimmten Naturobjectes, des Erdballs im Ganzen oder eines einzelnen Landes, sondern viel tiefer greift und die Factoren in der Natur zu ergründen sucht, die bestimmend in die Entwicklungsgeschichte des Einzelnen und der Gesammtheit eingreifen.

Dieser Gesichtspunkt des innigen Zusammenhanges zwischen der Natur eines Landes und der Entwicklungsgeschichte seiner Bewohner ist meiner Meinung nach nun vor allem für jene Länder speciell festzuhalten, die den Schauplatz der alten Geschichte bilden. Doch will ich damit nicht gesagt haben, dass die Landesbeschaffenheit in der Entwicklung moderner Völker keine Rolle spiele. Die physischen Verhältnisse eines Landes bilden heute gerade so wie vor Jahrhunderten die Hauptgrundlage menschlicher Subsistenz, sie sind es, die dem menschlichen Thun und Handeln die Wege weisen und so demselben das eigenthümliche Gepräge aufdrücken, indem sie das einmal den Ackerbau begünstigen, das anderemal den Menschen vorwiegend auf die Bahn des Handels und der Industrie verweisen oder endlich durch besondere Schätze des Bodens diesen oder jenen Zweig menschlicher Thätigkeit hervorrufen.

Es ist also wohl nicht zu leugnen, dass Einzelindividuum und Gesammtheit von der Natur des Landes gleichsam die Directive ihres Handelns und ihres Thuns vorgezeichnet erhalten, dass der Mensch ein Kind der Natur in wahrem Sinne des Wortes ist; man begreift also das Werden, die Entwicklungsgeschichte eines Volkes, die Stellung, die dasselbe in der allgemeinen Cultur einnimmt, viel besser, wenn man die Natur des Bodens, auf dem das Volk herangewachsen ist, als Ausgangspunkt für die geschichtlichen Betrachtungen wählt. Die physischen Verhältnisse bilden den Schlüssel zum Verständnis der Entwicklungsgeschichte eines Volkes; unmöglich kann man die Stellung verstehen, die irgend ein Volk in der Culturgeschichte einnimmt, wenn man nicht zugleich untersucht, welche physischen Eigenthümlichkeiten der Boden besitzt, auf dem sich die Geschichte des betreffenden Volkes abspielt. Es ist — es möge mir dieser Ausdruck gestattet sein — gleichsam ein Herumtappen im Dunkeln, die Geschichte einer Nation zu behandeln, ohne auf die Natur des betreffenden Landes zu blicken.

Um zu erkennen, wie sehr gerade die natürlichen Verhältnisse es sind, welche einer Nation ihre Bahnen weisen und den Entwicklungsgang einer nationalen Cultur anregen, so will ich

zunächst theoretisch jene Naturformen ins Auge fassen, die am ehesten den Menschen zu einer nützlichen und mannigfach fördernden Thätigkeit, also auch zu einer harmonischen Ausbildung seiner Kräfte anspornen.

Vorerst wird erforderlich sein, dass der Mensch der Natur gegenüber sich im Zustande einer gewissen Bedürftigkeit befindet<sup>1)</sup>. Noth lehrt beten, sagt ein altes Sprichwort, das auch für die culturelle Fortentwicklung ganzer Völker seine Giltigkeit hat. Wo die Natur in überschwänglichem Reichthum und verschwenderischer Fülle dem Menschen alles in den Schoß wirft, was er zu seiner Existenz benöthigt, dort verfällt der Mensch naturgemäß in eine völlige geistige Lethargie, sein Geist wird ganz und gar abgestumpft; er braucht ja nicht auf Mittel und Wege zu sinnen, wie er sein körperliches Ich erhalten könne, in einer allzu großen, die geistige Regsamkeit völlig abtödtenden Freigebigkeit bietet ihm die Natur alles, was er begehrt, was er zu seinem thierischen Fortvegetieren braucht. Hier fehlt dem Menschen also die beste Lehrmeisterin — die Noth.

Wenn hinwiederum die Gaben der Natur allzu karg bemessen sind, wenn der Mensch seine ganze geistige Kraft in Thätigkeit setzen muss, um der kargen Mutter Natur gerade noch soviel zu entreißen, als er zu seinem Lebensunterhalte nothwendig braucht, so erlahmt der Geist des Menschen förmlich im Kampfe gegen die unbezwingbaren Gewalten der Natur, er ist zu erschöpft, um Neues schaffen zu können. Jenes ist in den Tropenländern der Fall, dieses in den Polarländern. So ergibt sich denn von selbst, dass als die eigentliche Zone der Cultur die gemäßigte Zone betrachtet werden muss. Hier hält die Natur die *aurea mediocritas*. Hier ist die Natur nicht so verschwenderisch, dass dem Menschen das Gefühl seiner Bedürftigkeit erspart wäre, aber doch noch immer so ausgestattet, dass er mit einiger Mühe ihr wohl die Mittel entlocken kann, um nicht nur der allerdrückendsten Noth abzuhelfen, sondern auch zu einer gewissen Behaglichkeit des Lebens zu gelangen. In der gemäßigten Zone wird also der Mensch einerseits zu steter Arbeit angehalten; denn nur dadurch, dass er den verborgenen Schätzen der Natur nachgeht, findet er seine Bedürfnisse befriedigt. Andererseits weiß der Mensch der gemäßigten Zone, dass seine Mühe auch von Erfolg gekrönt ist. Hier sind also die Bedingungen zu früher

<sup>1)</sup> Vergleiche Ratzel: Anthropologie, pag. 296—333.

Culturentwicklung gegeben, und diese wird umso mannigfacher und vielseitiger, sie wird umso andauernder von einer Stufe der Cultur zur andern führen, je reicher die Natur an Kräften und Mitteln ist, die der Mensch zu einer allmählichen Verbesserung seiner Lage verwerten kann. Die klimatischen Verhältnisse sind es also vor allem, welche die Cultur eines Landes bestimmen und sehr richtig sagt Ratzel: „Von allen Naturdingen, die den Menschen umgeben, dringt die Luft am tiefsten in sein Inneres, so dass er am meisten Theil von ihr selbst wird; die Wirkungen, welche sie dadurch auf ihn übt, müssen groß sein<sup>1)</sup>.“

Für die Culturentwicklung wird zweitens eine gewisse Abwechslung der Naturscenerien von förderndem Einfluss sein. Einförmige Naturformen machen auf das Gemüth und die Seele des Menschen allerdings einen erhabenen, ja sogar gewaltigen Eindruck. Welch feierliche und ernste Stimmung beschleicht den Menschen, wenn er die weite und unabsehbare Fläche des Weltmeeres sieht, das in weiter Ferne mit dem Himmelsgewölbe sich zu vereinen scheint! Aber der Eindruck des Gewaltigen, des Erhabenen weicht bald einer beinahe gedrückten und leeren Seelenstimmung. Soweit das menschliche Auge zu blicken vermag, nirgends findet es Abwechslung oder gar Reichthum der Formen. Diese Eintönigkeit der äußeren Natur kehrt unwillkürlich auch in das Innere des Menschen ein. Der Mensch fühlt sich einsam und verlassen, er sucht nach Abwechslung, es ergreift ihn der Wandertrieb, eine unsichtbare Kraft zieht ihn gewissermaßen hinweg aus dieser monotonen Natur. Für den Menschen der grenzenlosen und weiten Steppe gibt es also kein zur Ruhekommen, kein längeres Verweilen an einem und demselben Platze, die Steppe ist eigentlich nur der Tummelplatz rastlos wandernder, heimatloser und daher wurzelloser Völker, von denen man sagen kann, dass die Völkerwanderung bei ihnen in Permanenz erklärt ist.

Doch ist es nicht allein diese Wirkung der äußeren Monotonie auf das Innere des Menschen, welche der Entwicklung der Cultur in Steppen- und Wüstenländern keine günstige Basis verleiht. Es kommt dazu noch ein zweites Moment, das die Förderung des Culturlebens in solchen Landstrichen hindert. Die Trockenheit, der bald haiden- bald wiesenartige, vorwiegend niedrige Pflanzenwuchs, welcher den Wald und stellenweise

<sup>1)</sup> Ratzel, a. a. O., pag. 296.

selbst jeglichen Baumwuchs ausschließt, zwingt den Menschen zur steten Suche nach Weideplätzen, bedingt also ein nomadisierendes Leben. Nun aber ist und bleibt die erste Bedingung für die Entwicklung einer Cultur, welcher Art immer sie sein möge, die Sesshaftigkeit des Individuums. Der Mensch, der nicht sesshaft ist, der mit dem Grund und Boden, auf dem er lebt, nicht innig verwachsen ist, der wird nie und nimmer ein Ackerbauer werden und so nie die nothwendige Grundlage für das Zustandekommen einer Cultur gewinnen.<sup>1)</sup>

Mannigfache Anregung hingegen findet der Mensch, wenn er sich in eine Fülle verschiedener Naturscenerien versetzt sieht, wenn er eine Gegend sein Heim nennt, wo Land und Meer vielfach und innig in einander greifen, wo Berg und Thal, grüne Fluren und dunkelgefärbte Wälder, Ströme und Quellen sein Auge erfreuen und ihn zu mannigfacher Bethätigung, zu vielseitiger Entfaltung seiner Kräfte einladen. Die ergiebigen, fruchtbaren Ebenen weisen den Menschen auf den Ackerbau hin, die sonnigen Gehänge laden ihn zur Pflege von Fruchtbäumen ein, die kräuterreichen Berge zur Viehzucht, Flüsse, Seen und das Meer zur Fischerei.<sup>2)</sup> Hier bietet also die Natur dem Menschen die mannigfachsten und vielseitigsten Anregungen zur Entwicklung seiner Geisteskräfte, und er kann nach Maßgabe dessen, was seiner Individualität am meisten entspricht oder ihm größeren Vortheil zu bringen scheint, die verschiedenartigsten Berufszweige ergreifen.

Um aber solche Gaben der Natur in vollem Umfange verwerten zu können, muss dazu noch eine weitere Bedingung sich gesellen: die Möglichkeit eines bequemen Verkehrs. Auf unzugänglichem, von der Mittwelt völlig abgeschlossenem Terrain werden wir allerdings vielfach finden, dass in den einsamen Gebirgsgegenden Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten mannigfacher Art sich entwickeln. Nicht umsonst sind hochentwickelte Hausindustrien besonders in Gebirgsgegenden, die infolge der natürlichen geographischen Verhältnisse ein Ganzes für sich bilden, heimisch. Ich erinnere an die Uhrmacherei im Schwarzwald und schweizerischen Jura, an die Spitzenklöppelei im Erzgebirge, an die Spielwarenfabrication im romantischen Grödenertale. Die Bewohner der verschiedenen nur durch

<sup>1)</sup> Vergleiche Ratzel: Völkerkunde, 2. Auflage, II. Band, pag. 370.

<sup>2)</sup> Vergleiche Ratzel: Anthropogeographie pag. 181—273.

Saumpfade mit einander verbundenen Thalgründe werden allerdings in Sitte und Brauch eine buntfarbige Musterkarte bilden, aber diese Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit kommt der Gesamtcultur nicht zustatten; die einzelnen, wenn auch benachbarten Gebiete sind doch durch unwegsame Kämme zu scharf von einander geschieden, als dass sie in regsamen Wechselverkehr zu einander treten und ihre Producte gegenseitig austauschen könnten. Wenn hingegen zwischen den einzelnen Knotenpunkten selbständiger, verschiedenartiger Culturentwicklung eine verhältnismäßig leichte Verbindung möglich ist, wenn die einzelnen Centren nicht durch natürliche Hindernisse getrennt erscheinen, dann ist auch Gelegenheit vorhanden, die Geistesproducte auszutauschen und so Neues und Eigenthümliches kennen zu lernen.

Nachdem ich nun einleitend zu zeigen versucht habe, inwiefern die natürlichen, geographischen Vorbedingungen und Verhältnisse auf eine schnelle und gesunde Entwicklung des menschlichen Geistes einzuwirken vermögen, will ich im Folgenden zu zeigen versuchen, wie dieser Zusammenhang zwischen Geographie und einem speciellen Theile der Geschichte, der Culturgeschichte, im Unterrichte verwertet werden könnte.

Die Culturgeschichte bildet einen Zweig des historischen Unterrichtes, der in früheren Lehrbüchern vielfach nicht die gebührende, nothwendige Würdigung erfahren hat. Vielfach wurde sie entweder völlig übergangen oder man begnügte sich, die Culturgeschichte mit einer trockenen Aufzählung von Namen und Jahreszahlen abzuthun, die für den Schüler nur eine zu harte Probe an dessen Gedächtniskraft involvirte und doch in das Geistesleben der Völker und geschichtlichen Epochen nicht eindrang. Und doch ist es gerade die Culturgeschichte, die uns das Werden eines Volkes und die beeinflussenden Factoren auf den Entwicklungsgang desselben in aller Klarheit und Deutlichkeit erkennen lässt. Die Culturgeschichte ist meiner Meinung nach der Schlüssel zum tieferen Verständnis der geschichtlichen Bedeutung eines Volkes oder einer Zeit. Die Culturgeschichte ist es also doch wohl, von der der Geschichtsunterricht auszugehen hat. Stellen wir aber die culturhistorischen Momente an die Spitze der historischen Betrachtungen, so müssen wir nothwendigerweise die geographischen Verhältnisse zum Ausgangspunkte nehmen. Bei dieser Art der Be-

handlung löst sich, wie ich glaube, die vielfach erörterte Frage, in welchem Umfange die Culturgeschichte an Mittelschulen verlangt und geduldet werden solle<sup>1)</sup>, gleichsam von selbst.

Beginnt der Schüler in der zweiten Classe unserer Gymnasien das Geschichtsstudium, so wird er vorerst mit dem ältesten geschichtlichen Volk der Erde, jenem der Ägypter, bekannt. Gerade hier kann der Lehrer zeigen, wie innig die Cultur eines Landes mit den natürlichen Verhältnissen verknüpft ist. Die Cultur Ägyptens ist wie die keines Volkes ein Abbild der Eigenart des Landes. Schon Herodot, der Agypten 450 v. Chr. besuchte, bemerkt: „Wie dort Himmel und Strom eine ganz abweichende Natur hätten, so unterschieden sich auch die Bewohner in ihren Sitten weit von anderen Völkern“, und führt zum Beweis Gebräuche an, bei denen die Geschlechter die Rollen vertauscht zu haben scheinen, sowie eine Reihe anderer Seltsamkeiten, die vielleicht in der Eigenthümlichkeit des Landes ihre Erklärung finden.

Vor allem ist es die Religion der Ägypter, die eine seltsam getreue Copie der natürlichen Verhältnisse des Landes bildet. Sowie in der Natur der heiße, alles verdörrende Wüstenwind in stetem Kampfe liegt mit den segensreichen, alles belebenden und erfrischenden periodisch wiederkehrenden Überschwemmungen des Nil, so finden wir auch in den religiösen Anschauungen der Ägypter einen steten Kampf feindlicher Gewalten, der in aller Deutlichkeit als eine Verkörperung, als eine Personification der sich gegenseitig bekämpfenden feindlichen Naturmächte sich erkennen lässt. Betrachten wir nur einmal den Cult des Osiris und der Isis. Seb und Nut, der Gott und die Göttin des Himmelsraumes, erzeugen Osiris und Isis sowie den Typhon, den feindlichen Bruder des Osiris. Osiris vermählt sich mit Isis und waltet segensreich über Ägypten, wird aber von seinem ihm feindlich gesinnten Bruder Typhon getödtet, sein Leichnam in einem Kasten in den Nil geworfen. Traurig schweift Isis umher, den Leichnam des getödteten Gatten zu suchen, bis sie ihn bei Byblos findet, wo die Wellen den Kasten mit der Leiche ihres Gatten ans Land gespült hatten, und eine Tamariske

<sup>1)</sup> Verhandlungen der Directoren-Versammlung der Provinz Rhein-Preußen 1881, pag. 131 und Hannover 1879, pag. 146.

Hergentröther: Aphorismen über den Geschichtsunterricht an den Studienanstalten, Würzburg 1871.

darüber emporgewachsen war. Isis bringt den teuren Leichnam nach Ägypten zurück und bestattet ihn zu Philä. Horos aber, des Osiris und der Isis Sohn, kämpft herangewachsen, um seinen gemordeten Vater zu rächen, mit Typhon und erschlägt ihn. Dieser Mythos soll offenbar den durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingten Wandel der Vegetation bedeuten. Nach der fruchtbaren Zeit folgt in Ägypten bis zur Sommersonnenwende und zum Eintritte der Segen bringenden Überschwemmung des Stromes eine Periode austrocknender Hitze und Unfruchtbarkeit. In dieser Zeit hat Typhon Osiris besiegt und mit Hilfe seiner 72 Genossen, welche die 72 Tage der größten Hitze bezeichnen sollen, erschlagen. Die Entfernung der Leiche des Osiris bedeutet, die schaffende Naturkraft weiche aus Ägypten, bis Horos den Typhon überwindet, das heißt, die Natur sich wieder infolge der Überschwemmung belebt. So ist denn Typhon die Personification aller schädlichen, den Menschen feindlichen Naturkräfte, sowohl der Unfruchtbarkeit als auch der Dunkelheit, der Gott des öden, salzigen Meeres im Gegensatze zu dem befruchtenden Nilwasser. Ihm gehören alle schädlichen Pflanzen und Thiere an, von ihm rühren alle verderbenbringenden Ereignisse in der Natur her, wie er auch der Urheber des moralisch Bösen, der Vater der Lüge geworden ist. Seine Farbe war dunkelroth, gleich der brennenden, alles ertödtenden Sonne im Staube der Wüste. In Osiris und Isis hingegen sind alle wohlthätigen Naturkräfte vereinigt. Isis selbst ist die Erde, deren vegetative Kraft alljährlich durch Osiris geweckt und befruchtet wird. So sehen wir also in der Religion der Ägypter die segensreiche Wirkung des Nil und die verderblichen Folgen des trockenen Wüstenwindes sowie der tropischen Hitze verkörpert. Wohl mit Recht ist Ägypten deshalb ein „Geschenk des Nil“ zu nennen. In der That ist das Land eine blühende Culturoase inmitten eines trostlosen Wüstengürtels, der sich fast in ununterbrochener Folge von den Gestaden des atlantischen Meeres bis zu den Küsten des fernen stillen Oceans hinzieht. Und was wäre das Nilland ohne diesen Strom, der den Ägyptern ebenso heilig war, wie im Osten der Indus und der Ganges den Indern. Es wäre ebenso eine trostlose Wüste, wie das umliegende Gebiet, wenn nicht alljährlich im Spätsommer und Herbst von dem durch die tropischen Regengüsse angeschwellenen Fluss das Land überschwemmt und durch fruchtbaren Schlammabsatz gedüngt würde.

Beiläufig von der Größe Tirols, vermag Ägypten 7 Millionen Menschen zu ernähren; die Bevölkerungsdichte ist also größer als in Belgien. Dieser auf die klimatischen Verhältnisse zurückgehende Reichthum ist es in erster Linie, der Ägypten zu einem so wichtigen und alten Culturstaat gestempelt hat. Ohne Reichthum gibt es keine Muse und ohne Muse kein Wissen, keine Kunst, keine Veredlung der Formen. Erst bei einem erheblichen und dauernden Überschuss der Production über die Consumption entsteht ein Plus, das sich selbst vermehrt und das Aufkommen einer intellegenten Classe ermöglicht.

Aber nicht die klimatischen Verhältnisse allein sind es, welche dieses Volk jene Werke hervorbringen ließen, die wir noch heute, nachdem Jahrtausende vergangen, bewundern. Auch Ägyptens Weltlage spielte schon damals namentlich in der äußern Geschichte des Pharaonenreiches eine bedeutende Rolle. Ist auch Ägypten hinsichtlich seiner Vegetation eine Insel inmitten eines öden und unermesslichen Sandmeeres, so ist es doch vermöge seiner geographischen Lage der Vermittler zwischen dem Abendland und dem an Naturproducten so reichen Ostindien. Diese günstige Weltlage spiegelt sich bereits in der Geschichte des alten Pharaonenreiches wieder. Zeigt auch die Cultur des alten Agypterreiches Eigenthümlichkeiten, wie wir sie sonst nirgends in der antiken Welt finden, bildet auch das alte Ägypten culturell eine Welt für sich, so finden wir anderseits doch wiederum, dass das alte Pharaonenreich zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung weit über die Grenzen des heutigen Ägypten sich erstreckte, eine natürliche Folge des innigen Zusammenhanges Ägyptens mit den Ländern Vorderasiens. Nur die schmale Landenge von Suez trennte Ägypten von Syrien und Mesopotamien. Wie hätten die ägyptischen Könige mit ihren stolzen Heeren nicht diesen Weg nehmen sollen, wo doch jenseits der Landenge eine neue, damals gleichfalls reiche Welt sich öffnete.

Blicken wir also dorthin nach Osten.

Da haben wir eine Reihe fruchtbarer und reicher Tieflandgebiete, die sich vom Osten Südchinas bis zu den fruchtbaren Westabhängen Kleinasiens, Phönicieus und Palästinas erstreckt. Nordöstlich dieses Gürtels haben wir jene ausgedehnte Wüstenregion, die sich quer durch Asien hindurch zieht und erst am Gestade des stillen Oceans endigt. Geht der Lehrer von einem

derartigen kurzen Überblick über Vertheilung von Reichthum und Armut aus, so wird der Schüler von selbst jene Gebiete finden, die ihn im Anschluss an Ägypten im Geschichtsstudium beschäftigen werden: Palästina, Phönicien und Mesopotamien.

Was zunächst Palästina betrifft, so mögen wohl die Schilderungen der Bibel, die von einem Lande spricht, „wo Milch und Honig fließt“, hyperbelhaft sein, anderseits ist das Land, wenn es auch früher eine größere Einwohnerzahl ernährte als heute, doch fruchtbar und für den Anbau von Wein, Öl, Gemüse und allerhand Früchten sehr geeignet. Die Bedingung für das Aufkommen einer intelligenten Classe ist also gewiss vorhanden; der Mensch auf dem Boden Palästinas vermochte schon im Alterthum eine Culturstufe zu erklimmen, die ihn schon damals eine Rolle spielen ließ. Dabei spielte auch hier wie bei Aegypten die geographische Lage des Landes eine hochwichtige Rolle. Zwei Weltmeere, das atlantische Meer mit seiner gewaltigen zwei Erdtheile trennenden Einbuchtung, dem Mittelmeere, auf der einen Seite, der indische Ocean mit dem rothen Meere auf der anderen Seite sind es, die dessen Küsten bespülen oder doch nahe kommen. Zwei Welttheile verbindet es, Afrika mit Asien, und zwar gerade an einer Stelle, wo die gebildetsten und mächtigsten Völker der beiden Erdtheile wohnten, dort die Ägypter, hier die Babylonier und Assyrer. Nach Ägypten, nach Arabien, nach Babylon und Ninive bewegte sich auf natürlichen Wegen der damalige Welthandel; dass bei einer solchen centralen Lage die Bewohner die mannigfachsten Anregungen erhielten und so schon im grauen Alterthum zu einem bedeutenden Culturvolk sich entwickeln mussten, ist wohl einleuchtend.

In Phönicien hat die Natur ganz ähnliche Vorbedingungen für das Zustandekommen einer hochentwickelten Cultur geschaffen. Phönicien ist ein schmaler Küstenstrich am Mittelmeere, durch die waldreichen Höhen des Libanon vom Hinterlande abgeschlossen. Der Küstenstrich selbst ist felsig, sandig, also unfruchtbar und gestattete weder Ackerbau noch Viehzucht. So wurden also die Phönicier durch die Natur auf das vor ihnen sich ausdehnende blaue Mittelmeer förmlich hinausgedrängt, wobei ihnen das im Hintergrunde ihres Landes sich mächtig erhebende Waldgebirge des Libanon, das ihnen genügend Holz für den Schiffbau bot, wohl zustatten kam. Dazu kommt noch ein weiteres. Zwanzig Meilen nur von dem phöniciischen Gestade entfernt, liegt die

kupferreiche Insel Cypern, deren Höhen also von vielen Punkten des Festlandes aus sichtbar sind. Und diese Insel ist nur der Anfang der mit bequemen Stationen ausgestatteten Meeresstraße, welche gleichsam von selbst das Schiff von Insel zu Insel, von Küste zu Küste, bis nach dem fernen Westen, bis zu jenem mächtigen Felsenthore leiteten, das den Schiffer hinaus aus den engen Räumen des Mittelmeeres in die unermessliche, unendliche Weite des Weltmeeres führt, und das in früher Zeit schon phöniciische Schiffe passierten. So war es die Natur, welche den Phöniciern ein Mittel in die Hand gab, dem eigenen, heimatlichen Boden durch Zuführung neuer, fremdländischer Stoffe eine erhöhte Kraft zu geben, neue Culturen einzuführen; die geographischen Verhältnisse also waren es in erster Linie, welche die großartige Handels- und Colonialthätigkeit dieses Volkes ins Leben riefen, die durch Belebung des Handels und Verkehres einen der mächtigsten Hebel der Culturentwicklung in Bewegung gesetzt hatten.

Gleich erklärlich wird es dem Schüler, wenn er die natürlichen Verhältnisse zum Ausgangspunkt der historischen Betrachtungen zu nehmen gewohnt ist, warum in Mesopotamien so mächtige Culturstaaten sich entwickeln konnten. Auch dieses Land ist ein Geschenk seiner Ströme, wie Ägypten ein Geschenk des Nil.

Etwa hundert Meilen oberhalb der Stelle, wo die Wasser der vereinigten Ströme sich in den persischen Meerbusen ergießen, beginnt das Marschland, welches aber, da wie in Ägypten kein Regen fällt, unfruchtbar bliebe, wenn diese Flüsse nicht, der Tigris anfangs Juni, der Euphrat einen Monat später, über ihre Ufer träten. Hier haben wir ein Beispiel vor uns, wie die natürliche Begabung eines Landes vollständig zum Vortheil des Menschen ausgenützt werden kann; wie man den ertragsfähigen Boden immer vollständiger in Anbau nehmen und den Ackerländern die ergiebigste Ernte ablocken kann. Diese Überschwemmungen des Euphrat und Tigris haben nämlich nicht den regelmäßigen Verlauf der Nilüberschwemmungen, es bedarf künstlicher Vorrichtungen, um die Flüsse zu bändigen. Solange man also die Wasserfälle durch Canäle gehörig vertheilte, waren die beiden Ströme die Wohlthäter des Landes; die Tiefebene am Euphrat ist die Heimat des Weizens und der Gerste; hier konnte also, wie am Nil, ein auf Ackerbau begründeter Culturstaat entstehen, hier konnte ein Culturleben blühen, solange

der Mensch es verstand, die Mängel in der physischen Beschaffenheit des Landes zu beseitigen. Sobald jedoch der Mensch aufhörte, in der Schaffung einer Cultur der Natur hilfreich bei Seite zu stehen, hörte die Fruchtbarkeit des Landes auf, und mit der Fruchtbarkeit schwand auch die alte Cultur. Heute sind diese einst blühenden Gebiete, wo im grauen Alterthum die Millionenstädte Ninive und Babylon, im Mittelalter die herrliche Chalifenstadt Bagdad lagen, heute sind diese Landschaften eine öde Sandwüste, deren Bewohner geistig und materiell völlig darniederliegen.

Ganz besonders aber ist durch die natürlichen Verhältnisse der folgende Süd- und Ostrand Asiens begünstigt. Keine Gegend der Erde ist so reich an Nutzpflanzen der mannigfachsten Art wie z. B. Ostindien, das seit dem frühesten Alterthum einen Hauptmittelpunkt bildete und bilden musste. Hier finden wir wiederum einen Boden, der für die Entwicklung eines Culturlebens äußerst günstig ist. So sehen wir denn, wie im Gangeslande z. B. ein ganz eigenthümliches Culturleben sich ausbildete, ein Culturleben, dessen specifische Eigenthümlichkeit gleichfalls seine richtigste und natürlichste Erklärung in der Natur selbst findet; das Gangesland wird ja von den übrigen Ländern durch mächtige Gebirgswälle völlig abgeschlossen: im Norden thürmt sich das Himalajagebirge zu riesenhafter Höhe empor, ein Gebirge, über das nur Pässe von mehr als 4000 *m* Höhe hinüberführen in jene unwirthlichen nur von Nomadenvölkern durchzogenen tibetanischen Hochflächen, von wo eine geistige Anregung nicht empfangen werden konnte. Auch nach Osten und Westen führen nur beschwerliche Übergänge hinaus aus der hindustanischen Tiefebene. So bildet denn das große Tiefland im Süden des Himalaja eine Welt für sich, eine Welt, die in Kunst und Wissenschaft Großes geleistet hat. Hier hat der Mensch eben alles, was er zur Erhaltung seines Daseins benöthigt, hier kann er begreifen lernen, dass es auch höhere Güter gibt, hier konnte der Trieb nach Wahrheit und nach dem Schönen, der tief in der Brust des Menschen schlummert und nach Bethätigung verlangt, seine Früchte tragen, hier konnten Wissenschaft und Kunst, die schönsten und edelsten Blüten menschlicher Cultur, sich mächtig entfalten: Die Indier erbauten collossale unterirdische Felsentempel mit riesigen Götterbildern, sie schufen großartige Dichtungen; ihnen verdanken wir die Erfindung der sogenannten

arabischen Ziffern. Dieser Reichthum des Landes und die daraus entstandene hohe Cultur lässt den Schüler leicht erkennen, warum so oft in der Geschichte von Eroberungszügen in dieses von der Natur feenhaft ausgestattete Land die Rede ist. Mit Zugrundelegung der geographischen Verhältnisse lernt der Schüler so recht die Züge Alexanders des Großen, der Mohamedaner, der Mongolen und seit Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die Fahrten europäischer Culturnationen begreifen. Er lernt es begreifen, warum es der sehnlichste Wunsch der atlantischen Völker des europäischen Continents war, einen Seeweg nach Ostindien zu finden. Daraus erklären sich all die Fahrten vor und nach Columbus, der ja auch einen Seeweg nach Indien finden wollte, der ja wähnte, an der Ostseite Indiens angekommen zu sein, ohne ursprünglich geahnt zu haben, der Entdecker eines neuen Erdtheiles geworden zu sein.

Und nun folgt das Gebiet der chinesischen Cultur, ein Gebiet, auf dessen Boden sich eine Cultur seltsamster Art entwickelte, die einzig und allein ihre Erklärung in der geographischen Abgeschlossenheit des Gebietes findet. Von allen anderen Culturvölkern sind die Chinesen durch das gewaltige mittelasiatische Hochland getrennt, andererseits konnte sie auch das vor ihnen sich ausdehnende Weltmeer nicht reizen; denn bis Japan hin wird es von gefährlichen Stürmen heimgesucht, die Küsten sind klippenreich, und überdies kann der Chinese alle Bedürfnisse in der Heimat befriedigen. Mit Fug und Recht kann China in Bezug auf Ackerbau das erste Land der ganzen Erde genannt werden, in der großen chinesischen Tiefebene werden außer unseren Getreidearten noch ungeheure Massen von Reis gebaut. Die Tiefebene besitzt eben infolge ihrer Breitenlage und der unmittelbaren Nachbarschaft des Meeres die Vorbedingungen für den Reisbau: Wärme und Feuchtigkeit. In den südlichen, gebirgigen Gegenden des chinesischen Alpenlandes wird vor allem Baumwolle und Thee erzeugt; dazu kommt noch, dass China ungeheure Lager von Steinkohle besitzt. Von diesen Voraussetzungen ausgehend, wird der Schüler leicht begreifen, dass auf solchem Territorium schon in ältester Zeit sich ein Culturleben entwickeln konnte, er wird aber auch für die spezifische Eigenthümlichkeit der chinesischen Cultur die Gründe finden, er wird es endlich begreifen, warum die Chinesen, die Jahrtausende lang infolge der natürlichen Abgeschlossenheit

ihrer Heimat mit keinem Culturvolk in Berührung kamen, sich allen Neuerungen und Einflüssen europäischer Culturnationen noch heute mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit und Starrheit zu verschließen bestrebt sind.

So erklären denn die geographischen Verhältnisse dem Schüler in aller Deutlichkeit und Klarheit das Vorhandensein einer Reihe von Culturstaaten, die sich vom alten Culturland Ägypten ostwärts über den Südrand Asiens bis an die Küste des großen Oceans erstrecken, sie erklären ihm auch, warum diese großen bis in das graue Alterthum zurückreichenden Culturstaaten nicht in gegenseitige Fühlung traten, sondern, durch hohe Gebirge und weite Wüsten von einander geschieden, zu selbständigen Culturcentren sich entwickelten, die alle durch ihre specifischen Eigenarten als solche sich erkennen lassen.

Macht sohin das Studium des Alterthums den Schüler zunächst mit einer Reihe von Culturstaaten auf asiatischem Boden bekannt, so muss es ihn wundernehmen, wenn er von geschichtlichen Geschehnissen auf afrikanischem Boden so wenig erfährt. Auch das findet in der geographischen Beschaffenheit Afrikas seine einfache Erklärung. Vor allem müssen wir bedenken, dass Afrika der heißeste Erdtheil ist. Fast in der Mitte vom Äquator durchschnitten, gehört es zum größten Theile der heißen Zone an; nur der äußerste Norden und der äußerste Süden ragen in die eigentliche Zone der Cultur, in die gemäßigte Zone hinein. Den größten Theil des Erdtheiles versengt eine jegliches Leben ertödtende tropische Sonnenhitze, die nur dort, wo die Seehöhe etwas beträchtlicher ist, gemildert wird. Eine selbständige Cultur konnte sich unter solchen Verhältnissen in dem größten Theil des Erdtheiles wohl nicht entwickeln. Aber auch für die Einführung und Ausbreitung fremder Cultur sind die geographischen Verhältnisse des Continents keineswegs günstig. Allerdings hängt Afrika im Norden durch die Landenge von Suez innig mit Asien zusammen, und an zwei Punkten, bei Sicilien und Gibraltar, tritt es sehr nahe an Europa heran — hier erstand denn auch das mächtige Reich der Charthager, aber dann folgt südwärts die große, unermessliche Wüste Sahara, welche selbst nach der in nachchristlicher Zeit erfolgten Einführung des Kameels ein großes Verkehrshindernis blieb und den Küstenstrich am mittelländischen Meer von Mittel- und Südafrika wirksamer scheidet, als es ein Meer thun könnte.

Das Negerland ist daher eigentlich nur vom Meere aus erreichbar, aber auch da machen der Mangel an tief einschneidenden Buchten und die Unterbrechung der Schiffbarkeit der Ströme in ihrem Unterlaufe durch Wasserfälle und Stromschnellen den Erdtheil von der Seeseite aus wenig zugänglich. Betrachten wir nur einmal den Congo. Dieser gewaltige Strom hat sein Quellgebiet tief im Binnenlande drinnen und wäre wohl geeignet, auf seinem breiten Rücken die Schiffe von der Küste bis in das Herz des Erdtheiles hineinzutragen. Wie ist aber sein Unterlauf beschaffen! „Im Unterlaufe ändert“, bemerkt Stanley, „der Congo seinen Charakter völlig. Er ist nämlich nicht mehr das herrliche Gewässer, dessen mystische Schönheit und edle Erhabenheit, dessen ruhiges, auf einer Bahn von fast 900 Meilen ununterbrochenes Fluten uns trotz der wilden Scenen, welche die Natur und die Menschen an seinen Gestaden bieten, immer bezaubert hat, er ist nunmehr im Gegentheile zu einem wüthenden Flusse, einem riesigen Torrenten geworden, welcher in einem abschüssigen Bette rauschend hinabstürzt; Risse versperren ihm den Weg, und hervorspringende Bergwälle, Reihen von ungeheuern Steinmauern, so dass er sich in vielgekrümmtem Laufe bald durch tiefe Schlünde winden muss, bald wieder über gewaltige Terrassen in einer langen Reihe hoher oder niedriger Wasserfälle und Stromschnellen hinabstürzt.“<sup>1)</sup> So vermag also selbst dieser majestätische Strom die Küstengebiete keineswegs in bequemer Weise mit dem Binnenlande zu verbinden.

Gibt der Lehrer an passender Stelle einen solchen kurzen Überblick über die geographischen Verhältnisse Afrikas, so wird es der Schüler begreifen, wenn ihm beim Studium der Geschichte nur das Nilland und der schmale Küstenstrich am Mittelmeere entgegentreten. Denn nur diese Gebiete konnten ein höheres Culturleben hervorbringen.

Nach dieser Richtung konnte sich also das mächtige Culturleben, das wir am Süd- und Ostrand Asiens sich entwickeln sahen, nicht fortsetzen, wohl aber in einer andern Richtung — auf europäischem Boden.

So sind es denn die geographischen Verhältnisse, die den Schüler, ebenso wie früher von der Geschichte Ägyptens zu jener der asiatischen Culturvölker, nunmehr zur Geschichte der Griechen

<sup>1)</sup> Vergleiche Sievers: Allgemeine Länderkunde, Afrika 1891, pag. 100.

und Römer hinüberführen, somit zur Geschichte der europäischen Culturvölker.

Meiner Ansicht nach ist es zweckmäßig, wenn der Lehrer, ehe er zur eigentlichen Geschichte des Continents übergeht, in kurzen Zügen zeigt, wie es zum großen Theile die günstigen Naturverhältnisse sind, welche die europäischen Völker die höchste Culturstufe erreichen ließen, welche die Geschichte kennt, eine Culturstufe, die sie zu Herren des Erdballs machte.

Fast überall sind die klimatischen Vorbedingungen für das Zustandekommen eines Culturlebens günstig. Fast überall eignen sich Klima und Boden für den Ackerbau. Ganz Westeuropa und ein großer Theil Mitteleuropas stehen unter dem wohlthätig wirkenden Einfluss der feuchtwarmen Seewinde, die die warme Luft über dem atlantischen Meere tief in das Innere des Continents tragen können, da der Erdtheil gerade gegen Westen hin sich öffnet, da die Gebirgssysteme Mitteleuropas mehr oder weniger alle von West nach Ost streichen, dem Eindringen der Seewinde also kein Hindernis in den Weg setzen. Bringen die Seewinde überhaupt Wärme, so ist dies bei den vom atlantischen Ocean her wehenden Seewinden in noch erhöhtem Maße der Fall. Eine mächtige Wasserströmung, der Golfstrom, treibt ja die durch die tropische Sonnenhitze erwärmten Wassermassen aus dem caraibischen und mexikanischen Meer in nordöstlicher Richtung gerade gegen die Westseite Europas hin, erwärmt auch die über dem Wasser schwebenden Luftschichten, die sodann durch die infolge des Luftdruckminimums sich bildenden Westwinde landeinwärts getrieben werden. Dieser Golfstrom bewirkt es, dass an den westeuropäischen Küsten sich fast nie Eis bildet, dass Norwegen bis zum 71.<sup>o</sup> Städte aufweist, während im Westen die auf gleicher Breite mit England, Dänemark oder Norddeutschland sich ausdehnenden Gebiete Labradors eine trostlose Einöde darstellen, wo kein Getreide und kaum mehr Wald fortkommt, und im Osten in Peking, also auf der Breite des südlichen Spanien, wo die Südfrüchte herrlich gedeihen, wo das Thermometer niemals bis Null fällt, ungemein strenge Winter herrschen und den Fluss Peiho bei Peking alljährlich mit einer festen Eiskruste bedecken. Wie günstig sind da die europäischen Länder bestellt gegenüber Landstrichen gleicher Breite in Asien oder Amerika! Und diese außerordentliche klimatische Begünstigung Europas konnte nicht ohne Einfluss auf die culturelle Entwick-

lung seiner Völker bleiben: Nomaden gibt es nur im äußersten Südosten und im äußersten Norden. Von diesen geringfügigen Ausnahmen abgesehen, sind alle europäischen Völker ansäßig und wohnen dichter gedrängt, als es durchschnittlich in andern Erdtheilen der Fall ist, in geordneten Staaten. Die größere Dichtigkeit der Bevölkerung aber führte zur Theilung der Arbeit; von der Landwirtschaft trennten sich Bergbau, Gewerbe und Handel als selbständige Erwerbszweige. Dazu kommt der Reichtum vieler Gegenden an Kohle und Eisen, der seit der Einführung der Dampfmaschine in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, besonders aber in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, eine großartige Entwicklung des Gewerbewesens zur Fabriksindustrie hervorrief. Europa kann als der große Fabriks-erdtheil bezeichnet werden, der den größten Theil der Menschheit mit Industrie-Erzeugnissen, wie Baumwoll-, Schafwoll- und Seidenstoffen, Eisenwaren u. s. w. versorgt.

Nur eines fehlt Europa: die tropischen Naturerzeugnisse, und dieser Mangel führte die Europäer zunächst in die fremden Erdtheile. Dabei kam ihnen die günstige Weltlage ihres Erdtheiles wohl zustatten. Zerschneiden wir den Globus so in zwei Hemisphären, dass auf der einen die größte Wassermasse, auf der andern die größte Landmasse erscheint, so finden wir, dass Europa in der That gerade in der Mitte der Halbkugel mit größter Landmasse liegt.<sup>1)</sup> Dabei ist Europa mit Asien unmittelbar und auf das engste verbunden, ist es ja doch im geographischen Sinne nichts anderes als eine große, westwärts dreieckförmig sich zuspitzende Halbinsel Asiens, die gemeiniglich nur mit Rücksicht auf ihren von Asien gründlich verschiedenen inneren Aufbau und mit Rücksicht auf die Cultur und Geschichte seiner Völker als selbständiger Erdtheil betrachtet wird. Doch mehrfach greift dieser innige Zusammenhang Europas mit Asien in die Geschichte der europäischen Völker ein. Mehr als einmal sind durch jene Senke zwischen den Ausläufern des Ural im Norden und den Niederungen des Caspisees im Süden asiatische Völker nach Europa eingebrochen, nicht umsonst wird jene Pforte „das Völkerthor“ genannt. Denken wir nur an den verheerenden Einfall der Hunnen, die die römische Cultur jenseits der Alpen vernichteten, denken wir an den Einfall der Mongolen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter Batu oder an

<sup>1)</sup> Vergleiche Sievers: Allgemeine Länderkunde 1891, Band Europa, pag. 6.

die Raubzüge eines Timur Lenk in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Auch heute spielt dieser enge Zusammenhang mit Asien für Europa eine große Rolle, eine handelspolitische Rolle. Durch die Uralsenke hindurch, wo die große sibirische Tiefebene in das sarmatische Tiefland überzugehen beginnt, führt jene wichtige Karawanenstraße aus dem Gebiete des Indus nach Orenburg am Uralfluss, von wo die Producte des fernen Südostens durch die Eisenbahn nach den wichtigsten Handelsplätzen des östlichen Russland verfrachtet werden. Über die südlichen Ausläufer des Uralgebirges führt jene Straße, auf welcher der Thee Chinas und die Pelzthiere Sibiriens nach den russischen Märkten gebracht werden.

Aber noch an einer andern Stelle treten die beiden Erdtheile, wenn auch nicht in unmittelbare, so doch in nahe Berührung: bei der Dardanellenstraße und bei der Straße von Constantinopel. Hier zog im Alterthum der Wiedererrichter des Perserreiches, Darius, nach dem Skythenlande, hier setzte dessen Sohn Xerxes sein ungeheures Heer nach Europa über, als er seinen Rachezug nach Griechenland antrat, auf demselben Wege zog der große Alexander hinüber nach Asien, als er sich anschickte, dem morsch gewordenen Perserreich den Todesstoß zu versetzen, auf diesem Wege zogen die begeisterten Kreuzfahrer zumeist nach dem heiligen Lande, hier brachen endlich die asiatischen Türken nach Europa ein, deren Macht im 16. und 17. Jahrhundert die gesammte abendländische Cultur bedrohte. Naturgemäß hat aber auch diese zweite Berührungsstelle der beiden Erdtheile ebenso eine hervorragende handelspolitische Bedeutung, wie jene unmittelbare Verbindung der Continente, von der wir oben gehandelt haben. Hier, an der Grenze zweier Erdtheile, konnte schon im frühesten Alterthum eine blühende griechische Colonie erstehen, das alte Byzantium, das heutige Constantinopel. Auf seiner Lage beruht die Bedeutung Constantinopels. Es ist die Vermittlerin zwischen dem Orient und dem Occident. Hier, an den Gestaden des alten Pontus Euxinus, enden die Karawanenstraßen aus Persien und Mesopotamien.

Aber nicht nur mit Asien, auch mit Afrika ist Europa sozusagen verbunden. An zwei Stellen ist, wie bereits in einem anderen Zusammenhange betont wurde, Europa mit Afrika gewissermaßen verknüpft. Daher die vielfache Berührung der afrikanischen und europäischen Mittelmeervölker in der Geschichte!

Denken wir nur an die Zeit jenes gewaltigen, mehr als ein Jahrhundert dauernden Ringens zwischen Rom und Karthago um die Herrschaft im westlichen Mittelmeerbecken. Erinnern wir uns jener Zeit, wo sogar Söhne des rauhen Nordens, die germanischen Vandalen, unter Geiserichs Heerführung hinüber zogen über die Straße von Gibraltar nach dem Norden Afrikas, um unter einer subtropischen Sonne ein neues Reich, eine neue Heimat zu gründen, in der sie allerdings nur zu bald ihre Naturkraft einbüßen und dem siegreichen Schwerte des Oströmers Belisar erliegen sollten. Denken wir endlich an den Sturz der Westgothenherrschaft in Spanien durch die aus Afrika kommenden Araber, die nachher in Spanien auf dem Gebiete der rein geistigen und materiellen Cultur so Hervorragendes leisteten.

So sehen wir denn, wie Europas innige Verbindung mit Asien und Afrika vielfach tief einschneidet in die Völkergeschichte, aber auch von großer Bedeutung in handelspolitischer Beziehung ist. Sie führt zum Import fremdländischer Naturproducte, die durch die europäische Industrie selbständig verarbeitet werden, sie führt umgekehrt zu einem Export der industriellen Erzeugnisse Europas. Dieser Umtausch der Waren hätte aber nie einen solch gewaltigen Aufschwung genommen, wenn Europa nicht durch eine großartige Küstengliederung begünstigt wäre. Auch dem Verkehre zwischen den einzelnen Völkern Europas stehen keine großen Hindernisse entgegen; denn Europa besitzt weder ausgedehnte Hochländer mit Randgebirgen wie Asien, noch Wüsten wie Afrika und Asien. Mit der Entwicklung des Handels steht die Colonisation in innigem Zusammenhange. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, wo Amerika und der Seeweg nach Indien entdeckt wurden, beginnt die Ausbreitung der europäischen Macht über die ganze Erde. Die am Ocean wohnenden Völker, zuerst die Spanier und Portugiesen, später die Franzosen und Niederländer, zuletzt die Engländer, gründeten jenseits des Weltmeeres große Colonialreiche.

Aber nicht nur in denjenigen Thätigkeiten, welche auf die Erreichung materieller Güter gerichtet sind, sondern auch in Wissenschaft und Kunst haben es die Europäer weiter gebracht als die Culturvölker Asiens. Europa liegt ja in der Zone der eigentlichen Cultur, in der gemäßigten Zone. In der heißen Zone erschläft der Mensch durch Wärme und Überfülle der Naturgaben, in der kalten Zone ringt er mit des Lebens Nothdurft

und wird gegen geistige Genüsse abgestumpft. Nur das Klima der gemäßigten Zone regt den Menschen zu unausgesetzter Thätigkeit an, indem sie Arbeit von ihm fordert, aber dieselbe auch lohnt. Dabei wirkte die bequeme Verbindung der einzelnen Theile des Continents untereinander ungemein fördernd für das Zustandekommen einer allgemeinen europäischen Cultur. Das, was die europäischen Mittelmeervölker zuerst von den alten Culturvölkern Vorderasiens und des Nillandes übernommen und in sich aufgenommen haben, das konnte bei dem innigen Contact dieser Gebiete mit dem übrigen Europa nicht alleiniges Eigenthum der Mittelmeervölker, der Griechen und Römer, bleiben, es wurde schließlich Gemeingut aller jener Völker, die dem römischen Adler folgten, und unter dem Einfluss des Christenthums, das sich im Gefolge der griechisch-römischen Bildung über Europa verbreitete, wurden die Segnungen einer Cultur auch jenen Völkern zutheil, welche das Römerthum nicht zu beugen vermochte oder mit denen es nicht in Berührung kam: den Germanen und Slaven.

Verfolgen wir also die Entwicklung der europäischen Cultur an der Hand der Geschichte, so finden wir zunächst die Griechen an der Spitze der Cultur.

Hier soll es der Lehrer nicht unterlassen zu zeigen, dass vor allem der Boden Griechenlands selbst es ist, der schon die Elemente und Keime zur Entwicklung einer hohen Cultur in sich birgt, die den Charakter der Selbständigkeit erkennen lässt. Der höchste Gebirgszug Europas schneidet, hart ans Meer tretend, die Griechen scharf ab von der großen Masse des übrigen Europa, die Griechen ebenso wie die Römer. So abgeschlossen und abgeschnitten, sind sie zur Selbständigkeit, zu eigenartiger Entwicklung bestimmt, Griechenland ebenso wie Italien, aber jedes für sich. War dieses vermöge seiner Lage zur Weltherrschaft und dadurch zur Ausbreitung der antiken Cultur, zur Vermittlerin zwischen Ost und West auserkoren, so war jenes durch die überaus glückliche Mannigfaltigkeit seiner geographischen und physischen Bildung, durch seine Lage als Vermittler und Regenerator der absterbenden uralten Cultur der morgenländischen Völker dazu auserlesen, aus den Ruinen des alten ein neues und vollendetes Geistesleben zu schaffen, ein Geistesleben, das für alle Zeiten die Leuchte der Welt werden sollte.

Hellas, von Makedonien bis zur Südspitze des Peloponnes

nur über wenige Breitengrade sich erstreckend, vereinigt alles, was in Klima und Vegetation sonst nur weiten Erdstrichen eigen ist. Im Norden grünt die Eiche und die Buche, die Bäume des Nordens, im Süden gedeiht die Dattelpalme, der wichtige Culturbaum Afrikas und Arabiens, für deren Landschaftsbilder er charakteristisch ist. Dazwischen wächst der Ölbaum und die Weintraube. Gegen die rauhen Winde des Nordens ist das Land durch eine mächtige natürliche Mauer, den Balkan, geschützt, im heißen und trockenen Süden bringen Meer und Hochgebirge eine erfrischende und belebende Feuchtigkeit. Gebirgszüge, zwischen denen sich fruchtbare Thäler und triftreiche Ebenen ausdehnen, ein mächtiger Ansporn zu Ackerbau und Viehzucht, durchziehen das Land von Nord nach Süd und von West nach Ost, zerlegen es also nach Art eines Schachbrettes, so dass es zur politischen Vielgestaltung, zur Zerklüftung und Zersplitterung in zahllose kleine Staaten geboren erscheint. Was ist die griechische Geschichte anderes als eine Geschichte von Staaten oder besser gesagt von Städten, die, durch die Natur zur Selbständigkeit bestimmt, stets mit eifersüchtigen Augen auf ihre Nachbarn blicken und in ihnen stets Feinde ihrer politischen Selbständigkeit erblicken! Was ist die griechische Geschichte anderes, als eine fortwährende Fehde griechischer Stämme untereinander, die sich solange gegenseitig in blutigem Hasse verfolgten und sich gegenseitig zerfleischten, bis ein anderes Volk, das die Griechen nie als ein zum echten Hellenenthum gehöriges Volk betrachteten, das sie so gerne ein halbbarbarisches Volk zu nennen pflegten, ihrem selbständigen Dasein ein Ende machte: die Makedonier.

Aber nicht nur die Staatengeschichte Griechenlands ist ein getreues Abbild der Natur des Landes, auch der Volkscharakter der einzelnen griechischen Stämme ist gemäß der Natur des Landes, das die einzelnen Stämme bewohnen, ein verschiedener.

Vor Abgeschlossenheit aber in sich selbst bewahrt es wiederum das Meer, das überall tief in das Land einschneidet, den Norden und den Süden bis auf den Zusammenhang durch den Isthmus von Korinth in zwei Hälften scheidet, sowie mit seinen zahlreichen natürlichen Hafenanlagen zur Schifffahrt, zum Verkehr mit der weiten Welt einladet. Gilt dieser Reichthum der Buchten und Häfen für ganz Griechenland, so gilt er ganz

besonders für die Ostseite. Hier haben wir den Meerbusen von Nauplia, den buchtenreichen Golf von Ägina, die golfartige Straße zwischen Euböa und Attika mit dem Euripos, der unmittelbar in den Golf von Zeituni führt und durch den Canal von Trikeri mit dem Golf von Volo in Verbindung steht. Alle diese Golfe sind tief, geschützt und für die Schifffahrt sehr günstig. So ist es denn vorerst die Ostseite, wo das antike Geistesleben in der ganzen Fülle und Schönheit erblühte, während die Stämme im Innern des Landes, in den schluchten- und felsigen Gebirgen des westlichen Hellas oder im höheren Norden ihre Kräfte für spätere Zeiten aufsparten und erst dann mit jugendlicher Kraft und Frische in die Geschichte eintraten, als die Culturstaaten des östlichen Hellas von ihrer Höhe bereits herabzusinken begannen.

So sind es denn wieder die geographischen Verhältnisse, die den Schüler erkennen lassen, warum ihm zuerst Sparta und Athen entgegentreten und erst in späteren Perioden die Völkerschaften im Innern und im Norden auf den Schauplatz treten.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vergleiche Bursian: „Über den Einfluss der Natur des griechischen Landes auf den Charakter seiner Bewohner“, 6. u. 7. Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in München, 1877.

Außerdem vergleiche Wachsmuth: „Hellenische Alterthumskunde.“ Sehr schön bezeichnet er Band 1, pag. 124 als Resultat der mannigfach gemischten Elemente als hervorstechende Eigenschaft der Hellenen „eine hohe Reizbarkeit, durch welche bei äußerer Anregung die entsprechende Kraft erwachte, um sich, sei es in heimischen Fehden, in Reibungen mit den Nachbarn oder in Wanderungen und Seefahrten zu versuchen. Die ersten wurden durch die natürliche Zersplitterung in kleine Staaten unterhalten, so dass nie Nahrungsstoff mangelte, kein Erstumpfen und Erstarren stattfand, vielmehr das innere Leben sich stufenweise steigerte und entwickelte. Die Kraft aber war begleitet von dem regsten Selbstgefühl und dem unverhohlenen Ausdruck desselben. Bescheidenheit und Demuth waren nicht hellenische Tugenden, das Ehrgefühl indessen nicht mit so feinen Fäden gesponnen, wie das moderne ritterliche: die Ehre galt als aus Recht und Vorrecht entsprossen, schmähende Worte galten nicht als Gefährdung derselben. Verschwistert mit der Reizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfänglichkeit für Schmerz und Lust. Der Hellene weinte leicht, Stoicismus beim Schmerz ist nur den Spartiaten nachzuweisen und anderswo für völlige Entartung des Volkscharakters zu halten. Solons herrliches Wort, als man ihn trösten wollte: eben darum weine er, weil nicht zu helfen sei, ist echt hellenisch. Wiederum besaß dies Volk ein nie wieder mit so unerschöpflicher ästhetischer Produktionskraft und so lebendigem ästhetischem Sinne geeintes Maß von Sinnlichkeit und Genusstätigkeit, das keine Schönheit und keinen Lebensgenuss ungekostet ließ und mit vollem und immer gegenwärtigem Bewusstsein schwelgte.

Von dieser Ostseite Griechenlands führte eine natürliche Inselbrücke ostwärts an die kleinasiatische Küste und südöstlich nach der Küste Phönikiens. So ist es nur natürlich, wenn die Phönikier, vom Euphrat herüberkommend, durch nachfolgende Stöße aus Asien vorwärts gedrängt, endlich auf einen ganz schmalen Strich und wenige Städte an der syrischen Küste beschränkt, sich schließlich, förmlich auf das Meer hinausgewiesen, an die Ostküste Griechenlands wandten. Dort errichteten sie Factoreien, Niederlassungen, Warenbazare und lehrten den Bewohnern ihre Gewerbe und Künste.

Aber auch ihre Götter brachten sie mit sich. Die Sydonier führten überall auf ihren Fahrten das Bild der Astarte mit sich, und wo sie sich niederließen, entstanden Stätten des Astartecultus. So ist sie nach Griechenland gekommen, „die fremde Aphrodite“ und hier zur schaumgeborenen Liebesgöttin geworden; weil sie über die Wogen des Meeres gekommen, ist sie dem Meere entstiegen und aus dem Schaume geboren. In Korinth, der günstigsten Stelle phönikischer Handelsniederlassung, hat sie ihren Hauptsitz erhalten, ihre Priesterinnen waren geschickt in Färberei und Weberei, wie sie die Phönikier gelehrt hatten. Die Tyrier hingegen stiegen nie zu Schiffe, ohne das Bild des Herakles Melkart mitzunehmen. In ihm, in Herakles Melikertes, haben die Griechen die See- und Handelsfahrten der Phönikier verkörpert, in seinen Thaten und Abenteuern haben sie jene der Phönikier verkörpert. Herakles, der Löwenbändiger, ist phönikische Figur. Ihre Culturwerke, Dämme und Gräben, Canäle, Flussreinigungen, sind es, die in seinen zwölf schweren Arbeiten, die er im Dienste des Königs Eurystheus von Mykenä vollbrachte, verherrlicht und gepriesen erscheinen. Eine rationelle Bewirtschaftung des fruchtbaren Ackerbodens haben also —

---

Einerseits ist hier Pflege der Dichtkunst und Tonkunst und späterhin der übrigen schönen Künste als Nationaltugend zu rühmen; wiederum mangelte in dem Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht das Zartgefühl, das mit Achtung und Ehrbarkeit gemischt ist; der hellenische Ausdruck über Gegenstände jener Art war roh, selbst gemein, schlimme, unnatürliche Geschlechtslust. So wie hier grenzte durch die gesammte hellenische Sinnesart das Schlimme mit dem Edlen und Guten nahe zusammen, und als deren augenscheinlichste Flecke erscheinen Gewinnsucht, Neid, Feindeshass und Grausamkeit. Überhaupt aber kamen des Volkes jugendliche Aufwallungen in dem ganzen Lauf seines Staatslebens zu keiner Mannesreife; weder wohnte das Gute sicher und fest im Herzen, noch entfaltete das Böse sich zu seiner Vollendung.“

darin besteht der historische Kern der Heraklessage — die Phönikier den Bewohnern des östlichen Griechenlands zunächst gelernt. Und worin besteht der historische Kern der Sage von Kekrops, Kadmos und Danaos? Kekrops kommt aus Sais in Ägypten nach Attika, vermählt sich mit der Tochter des Königs und legte durch die Erbauung einer Burg den Grund zur Stadt Athen; Kadmos kommt aus Phönikien nach Böötien und erbaute dort die Burg Kadmea; Danaos kommt aus Ägypten mit seinen 50 Töchtern und einer Schar von Männern in die Nähe der Stadt Argos und bemächtigte sich der Regierung des Landes. In diesen Sagenkreisen ist von Städtegründungen, also von der Begründung staatlicher Ordnungen, die Rede. Also auch die Keime höherer, geistiger Cultur, die Begründung geordneter staatlicher Verhältnisse, die Kunde von Schrift, Maß und Gewicht, kommen aus Phönikien und Ägypten.

So sehen wir denn, wie der innige Zusammenhang Griechenlands mit den Ländern des Orients einen nachhaltigen Einfluss ausübte auf Sagenbildung und Religion der Hellenen.

Neben diesem innigen geographischen Zusammenhang Griechenlands mit dem Morgenland sind es zunächst die klimatischen Verhältnisse, die einen tiefen, nachhaltigen Einfluss auf den weiteren Ausbau griechischer Cultur, namentlich griechischer Götterlehre, ausübten.

Die Jahreszeiten prägen sich scharf aus<sup>1)</sup>. Mit dem März tritt der Frühling in seiner ganzen Schönheit auf und währt bis Juni, wo sich der Sommer mit großer Hitze einstellt, die bis Ende August anhält. Während dieser Zeit fällt kein Regen, der Boden ist dürr, die meisten Flüsse sind ausgetrocknet, die Vegetation wird nur durch den nächtlichen Thau unterhalten. In dieser Zeit bewährt der griechische Himmel seine berühmte Schönheit; er ist stets rein und wolkenlos, die Nächte sind hell, und die Durchsichtigkeit der Atmosphäre ist so groß, dass der Raum sich zu verengen und der entfernteste Gegenstand dem Auge nahegerückt scheint. Erst mit dem September stellen sich erfrischende Gewitterstürme ein, und es beginnt der bezaubernde Herbst. Kein Wunder, dass diese drückende Jahreszeit, in welcher dem Menschen das Gefühl seiner Abhängigkeit von höheren

<sup>1)</sup> Vergleiche Hanson: „The land of Greece“, London 1885; ferner Schmidt: „Beiträge zur physikalischen Geographie von Griechenland“, Leipzig 1864—70.

Mächten besonders unwiderstehlich sich aufdrängte, auch in dem religiösen Glauben der Griechen eine Hauptrolle spielt. Betrachten wir nur einmal den Athene-Cult etwas näher. Da treten uns die Namen Aglauros und Pandrosos entgegen, die nichts anderes als Beinamen der Athene sind. In jenen beiden Erscheinungen also wird die Gottheit verehrt, in denen sie ihre Macht den Menschen am stärksten fühlbar macht, in ihrer Gestalt als Aglauros, als strahlender Glanz, wenn das blaue strahlende Auge der Glaukopis über dem attischen Lande sich öffnet, und in dem Meer von Glanz, Licht und sengender Glut der Mensch und die Pflanze verschmachtet, und in ihrer hilfreichen Gestalt als Pandrosos, wenn sie vom blauen Himmel milden Thau herniederschickt, um die lechzende Erde zu erquicken. Was sind ferner die den Athenern gewidmeten Skirophorien anderes als ein Bittgang um Abwehr der sengenden Sommerhitze, verbunden mit inbrünstigem Gebet um Regen! Was sind ferner die Errhephorien anderes, als eine Verrherrlichung der segnenden Wirkung des nächtlichen Thaues, der die Vegetation zu neuem Leben erwachen lässt? — Während so in den frühesten Anfängen der griechischen Cultur diese Einwirkung der griechischen Sommerdürre auf die Ausbildung der religiösen Vorstellungen sich besonders eindringlich geltend gemacht hatte, kam in späteren Zeiten eine andere Frucht dieses trockenen Klimas zur vollen Geltung.

Der heitere, tiefblaue Himmel und die wunderbar durchsichtige Luft wirkten fördernd auf die künstlerische Entwicklung des Geistes der Griechen. Alle Umrisszeichnungen zeichnen sich in festen und sicheren Linien, so dass die Formen der Landschaft nicht in verschwommenen Conturen, sondern in schärfster Klarheit dem Auge entgegentreten.<sup>1)</sup> Dabei zeigen sich infolge der Transparenz der griechischen Atmosphäre die Farben nicht wie bei uns infolge der Feuchtigkeit der Luft in bläuliches Grau verwaschen, sondern in ihrer vollen Reinheit. Diese Verhältnisse mussten nothwendig den Formensinn und die künstlerische Anlage des Volkes fördern, wozu freilich noch mehr die Schönheit der Race beitrug. Die Entwicklung des plastischen

<sup>1)</sup> Vergleiche: Schmidt, Beiträge zur physikalischen Geographie Griechenlands, I, pag. 216, 219, ferner; Boys, Quart. Journ. of the met. soc. II, London 1875, pag. 143, ferner: Edmond About, La Grece contemporaine, Paris 1855, pag. 10.

Sinnes der Griechen findet in der natürlichen Bodengestaltung der Heimat ihre erste Nahrung, ihre höchste Steigerung. Die Anlage der Städte und ihrer Versammlungsorte, des Theaters und der Ringplätze bezeugt den Wert, den ihr Gefühl auf schöne und edle Naturumgebung und auf weiten Ausblick über sie legte. „Ihre Architectur“, sagt Ritter,<sup>1)</sup> „welche ihrer Sculptur vorangieng, ward bedingt durch den amphitheatralisch sich erhebenden Boden, der allen ihren Bauten, den Tempeln, Akropolen, Theatern, wie der Städtegruppierung zum Muster dienen musste; wohl der merkwürdigste Einfluss, den die Naturplastik irgend eines Bodens als einer Völkerheimat auf das Menschengeschlecht auszuüben im Stande war.“ Das zu Gebote stehende Material für die Bauten, Marmor und Bruchsteine, wirkten bedingend auf den Stil und die Technik, die hier natürlich andere sein mussten als im Euphratlande, wo man sich nur der Backsteine bedienen konnte.

Die Wärme des Klimas und noch mehr die Seltenheit der Niederschläge äußerten ferner einen sehr entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung des häuslichen Lebens sowie des Lebens überhaupt. Die milde Witterung ermöglichte es dem Griechen, den größten Theil seiner freien Zeit im Freien zuzubringen. Nirgends finden wir daher bei den griechischen Wohngebäuden etwa eine Anzahl geschlossener Räume, wie dies bei den modernen Bauten der Fall ist, eines solchen Raumes bedurfte der Grieche nur zum Schlafen; die Hauptsache für ihn war ein geräumiger, angenehmer Hofraum, in dem er Schutz vor des Tages Hitze finden konnte. Der architektonischen Ausgestaltung gerade dieses Raumes wandten denn auch die Griechen die größte Sorgfalt zu.

In denselben klimatischen Verhältnissen ist es auch begründet, dass ebenso die öffentlichen Bauwerke einen von den modernen Gebäuden völlig abweichenden Charakter tragen. Unter dem blauen Himmel Griechenlands, der nur zu ganz bestimmten Zeiten Regen spendet, war es möglich, unbedeckte Theater zu bauen und unter freiem Himmel die Tragödien eines Sophokles, Euripides oder Aeschylus aufzuführen. Auch die zahlreichen öffentlichen Säulenhallen, Stoen oder Portiken, die selbst in den kleinsten Städten der griechischen Welt nicht

<sup>1)</sup> .Vorlesungen, ed. Daniel, pag. 285.

fehlen durften, finden in den klimatischen Verhältnissen ihre einzige und einfachste Erklärung. Die Bürger der griechischen Städte brauchten sich nicht in enge, geschlossene Räume einzupferchen, sie konnten sich im Freien aufhalten, und so war es ihnen ein Lebensbedürfnis, für ihre Spaziergänge und für ihre Muße schattige Hallen zu schaffen, namentlich da, wo ein regeres Treiben sich concentrirte.

Endlich möge nicht unerwähnt bleiben, dass gleichfalls die klimatischen Verhältnisse es sind, welche die leichte Gewandung, die nackten Leibesübungen, sowie die Aufstellung von Kunstwerken der Plastik unter freiem Himmel gestatteten, so dass alltäglich das Auge des Griechen an deren Schönheit sich erfreuen und bilden konnte.

Auch auf die Ausbildung des Volkscharakters blieb das Klima nicht ohne Einfluss. Schon Aristoteles sagt darüber:<sup>1)</sup> Die Völker, welche in den kalten Gegenden und namentlich in denen Europas wohnen, sind zwar voll Muth, aber mit Verstand und Kunstsinn in geringem Maße versehen. Sie behaupten sich daher wohl länger in ihrer Freiheit, sind aber zur Bildung einer staatlichen Vereinigung untüchtig und ihre Nachbarn zu beherrschen unfähig. Die Völker Asiens hingegen sind wohl intellegent und besitzen künstlerische Anlagen, aber es fehlt ihnen an Muth, infolge dessen sie in Unterwürfigkeit und Sklaverei leben. Das Geschlecht der Hellenen dagegen, wie es hinsichtlich seiner Wohnsitze die Mitte hält, vereint die Naturanlagen beider, ist muthvoll und intellegent und deshalb behauptet es sich ebensowohl in seiner Freiheit, als seine staatlichen Ordnungen die besten sind.

Eine derartige Zuhilfenahme der Geographie lässt den Schüler erst die griechische Geschichte in ihrem ganzen Wesen, in ihrem eigenthümlichen Partikularismus erfassen. Aber nicht nur die politische Geschichte des alten Hellas mit seinen vielen Staatengebilden findet der Schüler in der Natur des Bodens begründet, er erkennt, dass auch die Entwicklung des religiösen Glaubens sich enge an die klimatischen Eigenthümlichkeiten des Landes anschliesst, er erkennt, dass auf dessen weitere Ausgestaltung aber auch die hervorragenden, das Auge fesselnden weithin sichtbaren Berggipfel des Olymp, Parnass, Helikon, die

<sup>1)</sup> Pol. VII, 6, 1.

Höhen von Akrokorinth, des Kyllene, Lykeion u. a., die unterirdischen Grotten, die Thalschluchten mit aufsteigenden Dämpfen, der oft räthselhafte Lauf der Gewässer in dem vielfach karstähnlichen Boden, die Erderschütterungen sowie die Spuren früherer Erdrevolutionen von entscheidendem Einfluss waren, sie erklärt dem Schüler den großartig entwickelten Kunstsinn der Griechen, der zu einem völligen Cultus des Schönen im öffentlichen wie im privaten Leben sich ausbildete, sie erklärt dem Schüler endlich auch die Eigenthümlichkeiten des griechischen Lebens.

In gleicher Weise wie Griechenland ist auch Italien durch seine natürliche Lage und Beschaffenheit zu der Rolle bestimmt, die es in der Weltgeschichte spielt.

Ungefähr gleichen Weges westwärts bis zur Straße von Gibraltar und ostwärts bis zur syrischen Küste, scheint die langgestreckte schmale Halbinsel von Nord nach Süd das Mittelmeer in der Mitte zu durchschneiden, es in ein östliches und westliches Mittelmeer zu trennen. Im Norden durch das mächtigste Hochgebirge Europas von den damals noch in Barbarei lebenden Völkerschaften Germaniens getrennt, scheint die Halbinsel mit ihrer südlichsten Spitze mit dem afrikanischen Continent sich zu verbinden. Rechts und links scheint ihr somit von der Natur die Herrschaft über die Mittelmeervölker zugewiesen zu sein. Stark und fest durch den die Halbinsel gleich einem Rückgrat durchziehenden Apennin zusammengefügt, nicht zerrissen und zerklüftet durch Querriegel und tief einschneidende Meerestheile gleich Griechenland, bietet Italien die Bedingungen der Einheit, des Einheitsstaates. Finden wir auch in der ältesten italienischen Geschichte mannigfache Staatengebilde neben Rom, so mussten doch alle diese früher oder später von Rom abhängig werden; denn die Natur wies nur zu deutlich den Römern ihre Wege nordwärts nach dem uralten etrusischen Culturentrum und südwärts durch das gesegnete Campanien hindurch nach Apulien und Calabrien. Dazu kommt noch ein weiteres: eine mannigfache Production, nicht allzu hohe Berge, lachende Thäler, weite und fruchtbare Ebenen, ein mildes, glückliches Klima sind ihm zutheil geworden. Mit Gnaden von der Mutter Natur überhäuft, hat es auch die höchste landschaftliche Schönheit aufzuweisen, jedoch nicht jene Schönheit, die wir in den grandiosen Naturformen der Alpen bewundern, wo die lautlose, feierliche

Stille, die gewaltigen zu schwindelnder Höhe emporragenden Felswände, die schnee- und eisbedeckten Gipfel unser Gemüth erhaben stimmen, vielmehr jene Schönheit, welche in der Tiefe und Sättigung der Farben, in dem Reichthum ihrer Töne, von höchster Kraft bis zum zartesten Hauch, in der Durchsichtigkeit der Luft, endlich in dem Reize des Lichtes besteht, das alles verklärend umgibt. Eine derartige kurze Würdigung der geographischen Verhältnisse wird es dem Schüler verständlich machen, dass die Römer eine so gewaltige Universalmonarchie schaffen konnten, sie wird es ihm aber auch erklären, dass neben den Griechen auch die Römer zur höchsten Cultur bestimmt waren. Eine derartige Erläuterung der geographischen Verhältnisse wird den Schüler begreifen lassen, dass nach dem Absterben des Hellenismus die gesammte Cultur nur einen unzweifelhaften Mittelpunkt, nur einen Sitz höchster Macht und Autorität haben konnte, Rom, eine Hauptstadt in ganz anderem Sinne als Babylon oder Susa und Ninive, als Athen und Alexandria es waren.

Die enge geographische Verbindung der griechischen und italienischen Halbinsel wird es dem Schüler aber auch klar machen, dass die römische Cultur nur aus der griechischen hervorgegangen sein konnte. Jener Stamm, auf dem vorzugsweise die Entwicklung des Landes beruhte, der umbrisch-sabellische, ist den Griechen nahe verwandt, sein Vordringen im östlichen Theile der Halbinsel bildete nur ein Glied in der Kette jener großen, Jahrhunderte andauernden Einwanderung von dem östlichen Asien her, welcher das europäische Griechenland und das griechische Kleinasien sammt der Inselwelt zwischen beiden ihre Bevölkerung und ihre Cultur verdankte.

Dazu kommt noch ein weiteres: bei beiden, den umbrisch-sabellischen Stämmen wie bei den Griechen, ist der Ackerbau, — Korn- und Weinbau — die Grundlage des Lebens, sie verehrten beide dieselbe Göttin des Herdes, Hestia, Vesta, den Schutzgeist des Hauses, der bei diesen wie bei jenen wesentlich dieselbe Gestalt hatte, denselben Himmelsgott, dieselbe Himmelsgöttin; dieselben Flächenmaße, Waffen- und Kleidungsarten waren hier wie dort in Gebrauch.

Wie sehr die culturelle Entwicklung eines Volkes bedingt ist durch die natürlichen Verhältnisse des Landes, kann der Lehrer den Schülern im Zusammenhang mit der Thatsache dar-

thun, dass zunächst die Stämme des westlichen Küstenstriches es sind, die geschichtlich in den Vordergrund treten. In den Bergen des Apennin, der allerdings bis zu einer Höhe von tausend Metern den Anbau von Getreide und Hülsenfrüchten lohnt und in den Wäldern und auf den Abhängen die Viehzucht begünstigt, wuchsen die griechischen Einwanderer zu kleinen Völkern heran, welche, wie es bei Hirten und Ackerbauern natürlich ist, die alte Sitte, wie sie sich aus ihrem Leben herausgebildet hatte, mit einer gewissen Zähigkeit festhielten und nur sehr langsam eine höhere Stufe der Cultur erreichten, insbesondere lange Zeit dem eigentlichen städtischen Leben ferne blieben und in Dörfern und Gehöften mehr oder weniger vereinzelt dahinlebten. Ganz anders musste die Entwicklung bei den Latinern sich gestalten, jenen Einwanderern, welche am frühesten ins Land gekommen und nach einer der größeren Ebenen an dem westlichen Meere vorgedrungen sind, nach jener weiten Ebene, welche südlich vom unteren Tiberfluss zwischen dem mittleren Apennin und dem Meere sich ausdehnt. Das Land ist zwar keineswegs überall fruchtbar, auch nicht übermäßig gesund, sein Strand ist eiförmig, arm an größeren Einbuchtungen des Meeres und vielfach versandet. Allein die Bewohner waren infolge der offenen Lage ihres Gebietes unausgesetzt angegriffen, von verschiedenen Seiten her preisgegeben — von den Bergen im Osten ebenso wie vom Meere im Westen, nicht minder von Norden und Süden her — und daraus ergab sich von selbst das Bedürfnis der Latiner, ihre Siedlungen auf künstliche Weise zu schützen und die Mängel der Natur zu ersetzen, ihre Wohnplätze also zu ummauern. So wuchsen denn diese Wohnplätze bald zu Städten im Sinne der griechischen „Polis“ heran. In den natürlichen Vorbedingungen ist es also begründet, wenn zuerst die Völkerschaften an der Westküste Italiens eine höhere culturelle Stufe erlangten und somit diese zuerst eine geschichtliche Rolle spielten. Hier wurden zuerst die aus dem Osten empfangenen Keime einer höheren Cultur in selbständiger, eigenthümlicher Art verarbeitet, von hier aus konnten dieselben leicht dem Westen und Nordwesten mitgetheilt werden. Die Alpen, dieses mächtigste Hochgebirge Europas mit seinen gewaltigen Schnee- und Eisfeldern bildet hiebei keineswegs etwa eine unüberschreitbare natürliche Mauer zwischen Deutschland und Italien, einen Wall, vor dem die römische Cultur Halt gemacht hätte. Nein! Eine

Reihe natürlicher Verkehrslinien, eine Reihe von Pässen verbinden die Polandschaften mit den Gegenden an der oberen und mittleren Donau und trugen römische Cultur von den sonnigen Gefilden des Südens in die weiten Wälder des rauhen Nordens, in die Gaue des alten Germanien. Oft genug bietet sich dem Lehrer Gelegenheit, bei Behandlung der römischen Geschichte auf die Wichtigkeit der Alpenpässe hinzuweisen. Die Katastrophe, welche die junge Republik am Flüsschen Allia gegen die aus Gallien kommenden Gallier erlitten, die Zeit der punischen Kriege, die Kriege der Römer zu des Marius Zeiten gegen die Cimbern und Teutonen, die Kriege des Augustus gegen die noch freien Alpenvölker, die Zeit der Völkerwanderung endlich, in der immer ungestümer germanische Völker an den natürlichen Eingangspforten nach Italien pochten, all das lässt den Schüler zur Genüge die welthistorische Bedeutung der Alpen erkennen. Sehr schön sagt darüber Adolf Schaubach:<sup>1)</sup> „Und wie so die Alpen für die Gegenwart Europas von höchster Bedeutung sind, so sind sie es auch für seine geschichtliche Entwicklung geworden. Im Schutze der Alpen und ihrer südöstlichen Fortsetzung in die griechische Halbinsel vermochte sich die antike Cultur im Süden zu entwickeln, und als deren Zeit vollendet war, da konnten sich durch die Pässe der Alpen die Scharen der nordischen Völker von Westen, Osten und Norden her ergießen und durch Vermischung mit den Romanen den Grund zu neuen Völkerbildungen legen und durch Aufnahme der Keime der alten Cultur, befruchtet und veredelt durch das von den Unterworfenen empfangene Christenthum, zugleich den Boden bereiten, aus dem Europas gegenwärtige Gesittung, Cultur und Macht emporgewachsen sind. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Alpen.“

So bietet denn vor allem die Geschichte des Alterthums dem Lehrer Anlass genug, darauf hinzuweisen, wie innig die Entwicklung der Cultur und ihre Verbreitung mit den geographischen Grundverhältnissen verknüpft ist.

Doch nicht allein die Geschichte des Alterthums, sondern auch jene des Mittelalters und der Neuzeit bietet dem Lehrer Gelegenheit, den Schülern zu zeigen, dass auch der Mensch, wie er uns in der mittleren, neuen und neuesten Geschichte entgegentritt, von geographischen Grundbedingungen in der Art

<sup>1)</sup>„Die deutschen Alpen.“ Zweite Auflage, Jena 1871, I. Theil, pag. 46.

seiner Entwicklung abhängig ist, dass auch der Mensch der neueren und neuesten Zeit von der Natur sich nicht emancipieren kann.

Man könnte leicht der Ansicht hinneigen, dass der Mensch, sobald er einmal eine gewisse Höhe der Cultur erreicht, sich mehr und mehr von der Natur unabhängig zu machen imstande sei, dass seine Abhängigkeit von den geographischen Vorbedingungen sich immer mehr lockere, eine Ansicht, die auch Ritter, Weitz und andere vertreten haben. Doch ist dem wohl nicht ganz so. Ich pflichte vielmehr Ratzel bei, der in seiner Anthropogeographie<sup>1)</sup> sehr schön sagt: „Wir werden nicht von der Natur im ganzen freier, indem wir sie eingehender ausbeuten und studieren, wir machen uns nur von einzelnen Zufällen ihres Wesens oder ihres Ganges unabhängiger, indem wir die Verbindungen vervielfältigen.“

Betrachten wir z. B. das britische Inselreich. Da bietet die Geschichte der Königin Elisabeth, in deren Zeit die Begründung der heutigen See- und Colonialmacht Englands fällt, dem Lehrer einen willkommenen Anlass, darauf hinzuweisen, dass England seine Bedeutung vor allem den natürlichen Verhältnissen verdankt. Die günstige Lage der britischen Inseln inmitten der bewohnten Landhalbkugel sowie der Reichthum an ausgezeichneten natürlichen Hafenplätzen mussten die Briten nothwendigerweise zu einer seefahrenden, ja seebeherrschenden Nation machen. Durch seine natürliche Lage unweit des europäischen Continents wurde England gewissermaßen zum Hafen für ganz Europa gestempelt, aus welchem man am bequemsten und raschesten in alle fremden Welttheile gelangen konnte, es wurde ein Platz, auf dem die Erzeugnisse überseeischer Länder zu Markte getragen werden. Was war unter solchen Umständen natürlicher, als dass England der erste Handelsstaat der Welt geworden? Dazu kommt noch etwas anderes: die beiden Haupthebel der modernen Großindustrie, die im Gegensatz zur früheren Gewerbethätigkeit nicht mehr durch Händearbeit, sondern mit Dampf und Maschinen betrieben wird, Steinkohle und Eisen, besitzt Großbritannien in reichstem Maße, und es ist besonders günstig, dass sie meist zusammen vorkommen. So wurden denn die Briten auch das erste Industrievolk der Erde. Eine so ausserordentlich lebhafteste industrielle Thätigkeit erfordert aber

<sup>1)</sup> 1. Band, pag. 88.

auch eine großartige Entwicklung der Verkehrsanstalten, damit die Producte rasch nach allen Seiten hin verbreitet werden können. So ist denn England naturgemäß auch in der Verwendung der Dampfkraft im Eisenbahnverkehr den übrigen Staaten der Erde vorangegangen. England als größte See- und Colonialmacht ist ein ureigenstes Product der natürlichen Verhältnisse des Landes.

Auch die Geschichte des Abfalles der Niederlande bietet dem Lehrer Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie sehr die Entwicklung des Menschen von geographischen Voraussetzungen abhängig ist. Ganz verschiedene Wege sind nach der Trennung der nördliche und südliche Theil der spanischen Niederlande gegangen, Wege, die von der Natur vorgezeichnet wurden. Der nördliche Theil, das heutige Königreich der Niederlande oder Holland, entwickelte sich im Besitze der Mündung des größten mitteleuropäischen Stromes, des Rheines, bald zu einem See- und Handelsstaat, den nur England aus der ersten Rolle zu verdrängen imstande war; der südliche Theil, das heutige Königreich Belgien, entwickelte sich im Besitze der reichen Kohlenlager in den Ardennen zu einem Industriestaat ersten Ranges.

Aber auch die Geschichte, speciell die Culturgeschichte, der beiden großen mitteleuropäischen Staatengebilde, Österreichs und des deutschen Reiches, bietet in ihrem mittleren und neueren Theile oftmals dem Lehrer Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass auch der Mensch der neueren Zeit sich von der Natur nicht ganz emancipieren kann, dass auch er die Wege wandelt, die ihm die allgewaltige Natur vorschreibt. Denken wir nur an die Bedeutung der Donau für unser Vaterland! Schon zur Römerzeit finden wir an ihren Ufern auf heute österreichischem Boden Standlager, Castelle, die bald sich zu Städten erweiterten. Wohl sind diese römischen Siedlungen durch die Stürme der Völkerwanderung hinweggefegt worden, aber bald blühte auf den Trümmern der ehemaligen römischen Castelle neues Leben, mächtig gefördert durch die große natürliche Wasserstraße, die Österreich mit dem schwarzen Meer verbindet; aber nicht nur mit dem schwarzen Meer, auch mit dem adriatischen Meer wird Österreich, speciell Niederösterreich, durch einen natürlichen Verkehrsweg verbunden: durch den Semmering; und gerade dort, wo die Semmeringlinie das Donauthal trifft, mündet auch jene breite Thalfurche der March ein, die das Donaugebiet

mit dem Elbe-Oder- und Weichselgebiet verbindet. Da, wo so wichtige Straßenzüge sich kreuzen, die den Westen mit dem Osten, den Norden mit dem Süden verbinden, musste sich nothwendigerweise eine mächtige Handelsstadt entwickeln. Da begreift es der Schüler vollends, dass das alte Vindobona, das er in den unruhigen Zeiten der Völkerstürme dahinsinken sah, zur Zeit der Babenberger sich von neuem erhebt, mächtiger denn je. Aber noch eine andere Stadt auf heimatlichem Boden hat eine ähnlich günstige Lage wie Wien, ich meine Linz. Auch da kreuzen sich zwei natürliche Straßenzüge: die Donaulinie mit der alten Salzstraße. Auch hier vermochten die Stürme der Völkerwanderung eine römische Schöpfung, das alte Lentia, nicht auf immer zu vernichten. Auch hier erwies sich der Fingerzeig der Natur gar mächtig. Welch große Bedeutung hat ferner die Brennerstraße in der Geschichte aller Zeiten. Schon zur Zeit der Römer führte die große Römerstraße von Verona nach Augsburg, dem alten Augusta Vindelicorum, über denselben, und dort, wo dieselbe das breite Innthal trifft, war schon zur Zeit der Römer eine nicht unbedeutende Siedlung, das alte Veldidena, das heutige Wilten. Auch dieser Punkt des Innthales ist für den Handel von so eminenter Bedeutung, dass gerade hier die Hauptstadt Tirols, heute mit der alten Siedlung Wilten so gut wie verwachsen, erstehen konnte. Dieser Ausblick auf die handelspolitische Bedeutung der Brennerstraße erklärt dem Schüler zugleich aber auch ihre reiche Geschichte. Die Zeit der Kämpfe des Drusus und Tiberius gegen die noch freien Alpenvölker, die Zeit der Romfahrten deutscher Könige, die Behandlung des österreichischen Erbfolgekrieges, endlich das denkwürdige Jahr der Erhebung Tirols gegen die französische Zwingsherrschaft, das Jahr 1809, all das gibt dem Lehrer reichlich Gelegenheit, die historische und handelspolitische Bedeutung der Brennerstraße, die im Mittelalter wohl mit Recht die Kaiserstraße genannt werden durfte, zu erörtern.

Aber auch die mittlere und neuere Geschichte des deutschen Reiches bietet Gelegenheit genug, auf den innigen Zusammenhang zwischen Culturgeschichte und geographischen Vorbedingungen hinzuweisen. Die Geschichte des hanseatischen Bundes z. B. gibt dem Lehrer Gelegenheit, auf die große culturelle Bedeutung der Ströme der norddeutschen Tiefebene hinzuweisen: Rhein, Weser und Elbe, aber auch Oder und Weichsel sind Wasser-

straßen von besonderer Wichtigkeit für den Verkehr der Binnenländer mit dem Weltmeere; an den Mündungen dieser Flüsse, die es ermöglichen, die Waren mit nur einmaliger Umladung vom Seeschiff in das Flussschiff bis tief in das Binnenland zu bringen, konnten sich die größten Handelsstädte entwickeln. Aber nicht allein ein Handelsstaat ist Deutschland heute, es ist auch ein Industriestaat ersten Ranges. Auch dies ist ein Product der natürlichen Verhältnisse; gleich England weist auch Deutschland die Grundbedingungen für die Entwicklung einer modernen Großindustrie auf: reiche Vorkommnisse von Kohlen und Eisen. Der Lehrer kann hiebei auf die reichen Kohlenlager im Saargebiet, in der Gegend von Aachen, von Dortmund, von Plauen in Sachsen, endlich in Oberschlesien an der österreichischen Grenze hinweisen.

Um nun den Boden Europas zu verlassen und einen kurzen Blick auf die neue Welt zu werfen, so bietet die Geschichte der Entdeckungen dem Lehrer desgleichen Veranlassung, darauf hinzuweisen, wie sehr die Culturentwicklung der Völker an geographische Bedingungen geknüpft ist. Eine kurze Schilderung der klimatischen Verhältnisse sowie der Bodengestaltung Amerikas wird dem Schüler von selbst die Thatsache erhellen, dass in Amerika es in ältester Zeit vor allem zwei Culturcentren geben konnte: Mexiko und Peru. In Mexiko, das ein durch mannigfache Bodenanschwellungen unterbrochenes Hochplateau darstellt, herrscht ein ewiger Frühling bei größter Trockenheit der Luft; lichte Akazienwälder wechseln mit waldlosen Flächen, die vorzüglich mit Cactus bewachsen und mit Agaven bedeckt sind. Hier musste der Urbewohner dem Jagdleben entsagen und Ackerbauer werden; und auf dieser Grundlage entstand hier wie in Peru ein mächtiger und reicher Culturstaat. Ebenso wie Mexiko ist auch Peru eine Hochlandschaft. Nur hier auf den wald- und wildarmen Hochflächen der Anden, wo nicht tropische Hitze und Fülle der Nahrung den Urbewohner, der den größten Theil seines Lebens sonst in der Hängematte verträumt, völlig erschlaffen lassen, nur hier wurde der Urbewohner zum Ackerbauer, und hier entstand der merkwürdige Culturstaat der Incas.

Auch die Geschichte der Colonisation des östlichen Nordamerika durch Franzosen und Engländer, ferner die Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskrieges bietet dem Lehrer Gelegenheit, auf den alten Zusammenhang zwischen Bodenbe-

schaffenheit und Culturgeschichte eines Landes hinzuweisen. Warum spielen gerade diese Theile Nordamerikas in der Geschichte der Colonisation eine so hervorragende Rolle, warum hat sich gerade hier an der Ostseite eine reiche Cultur gebildet? Die Antwort gibt wieder die Natur des Landes selbst. Das Gebiet der Appalachen, speciell das Gebiet der Südwestappalachen oder des Cumberland-Gebirges ist an unterirdischen Bodenschätzen ungemein reich. Es ist das ergiebigste Kohlenfeld der Erde, ein Feld, das in den Staaten Pennsylvanien, Maryland, Westvirginien, Ohio, Kentucky, Tennessee und Alabama eine Fläche von reichlich 150.000. km<sup>2</sup> einnimmt, und in dem an vielen Orten eine ganze Anzahl mächtiger Flöze übereinander lagern. Und mit diesem Kohlenreichtum geht in dem ganzen Gebiete ein außerordentlicher Reichtum an Eisenerzen Hand in Hand. Überdies sind speciell die Küstenberge von Maine und Massachusetts überaus reich an Bausteinen, an Granit und Sandstein. Die Küste selbst bietet durch die zahlreichen fjordartigen Einschnitte vorzügliche Zugänge von der Seeseite her. An den Flachküsten aber, auf dem Schutt- und Schwemmlandboden, können in vorzüglicher Weise der Baumwollbau, der Reisbau, die Zuckerrohrkultur, die Annanas- und Orangencultur betrieben werden, dazu kommt noch der ungeheure Reichtum an Waldungen. Von der größten Wichtigkeit für das Werden der heute so hoch entwickelten Cultur der vereinigten Staaten ist ferner das großartige Stromnetz, das die Union überzieht. Die ungeheure Wasserfülle dieser Ströme, ihr im allgemeinen ruhiger Lauf, der durch das schwache Gefälle bedingt erscheint, machen sie zu ausgezeichneten Verkehrsadern. Aber auch in klimatischer Hinsicht ist das Gebiet der Union gegenüber den Nachbarländern im Norden, Süden und Westen entschieden bevorzugt. Dass da, wo so viele mächtige Factoren zusammenwirken, sich ein hochentwickeltes Culturleben bilden musste, ist wohl klar. Eine solche kurze Charakterisierung der natürlichen Verhältnisse lässt den Schüler erst recht die Geschichte der Colonisation der heutigen Union verstehen und begreifen. Solch mächtigen Impulsen der Natur musste auch der Mensch der Neuzeit folgen.

Um endlich noch einen Blick auf Australien zu werfen, so bieten auch da die Fahrten des Capitains James Cook dem Lehrer Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass auch auf australischem Boden vor allem die unterirdischen Bodenschätze, an

denen die Australalpen so reich sind, also wieder natürliche Verhältnisse, es waren, die Colonisten anlockten und eine Cultur entstehen ließen. Gerade in diesem Theile Australiens, im Bereiche der Australalpen, sind die großen Industriestädte dieses Erdtheiles. Wenn also gerade der Südosten Australiens culturell am weitesten vorgeschritten ist, so ist auch dies eine Folge der natürlichen Vorbedingungen.

So sehen wir denn, dass auch im Mittelalter und in der Neuzeit sich dem Lehrer genug Gelegenheit bietet, auf den engen Zusammenhang der Culturentwicklung mit den geographischen Verhältnissen hinzuweisen. Im Alterthum ist allerdings der Einfluss der Natur auf den Menschen ein unmittelbarer. Es ist ja natürlich, dass die Kraft der physischen Verhältnisse, unter deren Einfluss der Mensch lebt, umso mehr sich fühlbar machen, je ausschließlicher er sich auf seine nächste Umgebung verwiesen sieht; und da die Verkehrsverhältnisse immer einfacher und primitiver werden, je tiefer wir in die Vergangenheit zurückgreifen, so mussten naturgemäß die Wirkungen der Natur auf den Menschen des Alterthums nachhaltiger sein als für den modernen Menschen, es musste sein Leben eine viel treuere und genauere Copie der ihn umgebenden und beeinflussenden Natur sein, als dies heute der Fall ist. Wenn wir uns im Geiste zurückversetzen in die ersten Entwicklungsstadien der Menschheit, wo derselbe in seiner Hilflosigkeit noch einem neugeborenen Kinde gleich, das nur jene Nahrung zu sich nimmt, die man ihm darbietet, so erkennen wir leicht, dass der Mensch damals vollkommen in den Banden der Natur gefangen lag, dass seine Abhängigkeit von der Scholle, auf der er lebte und an die er gebunden war, sowie von dem Klima, dem er ausgesetzt war, eine vollständige gewesen sein muss. Stets aber wird der Mensch, auch der Mensch der Gegenwart, durch die Natur sich die Art und Weise seiner Entwicklung vorschreiben lassen müssen, nie wird er imstande sein, sich völlig von der Natur zu emancipieren, und ich kann nicht besser schließen als mit den schönen Worten Ratzels: „Die Cultur ist Naturfreiheit nicht im Sinne der völligen Loslösung, sondern in demjenigen der vielfältigen weiteren und breiteren Verbindung.“<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Ratzel, Anthropogeographie I. pag. 87.

### Benützte Werke und Aufsätze:

- Bursian*: „Über den Einfluss der Natur des griechischen Landes auf den Charakter seiner Bewohner“, 6. u. 7. Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in München, 1877;
- Hanson*: „The land of Grece“, London 1885;
- Hergenröther*: „Aphorismen über den Geschichtsunterricht an den Studienanstalten“, Würzburg 1871;
- Ratzel*: Anthropogeographie und Völkerkunde;
- Richter E.*: „Lehrbuch der Geographie“;
- Ritter*: „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen“, 1. Auflage, Berlin 1817—18; 2. Auflage 1822—1859;
- Schaubach*: „Die deutschen Alpen“, 2. Auflage, Jena 1871;
- Schmidt*: „Beiträge zur physikalischen Geographie von Griechenland“, Leipzig 1864—1870;
- Sievers*: „Allgem. Länderkunde“, Leipzig 1891;
- Supan*: „Lehrbuch der Geographie“;
- Wachsmuth*: „Hellenische Alterthumskunde“, Halle, 1826—1830  
4 Bände, 2. Auflage 1843—46, 2 Bände;
- Weingartner*: „Lehrbuch der Geographie“.